

**VALENTIN ROSE**

**EIN NACHRUF**

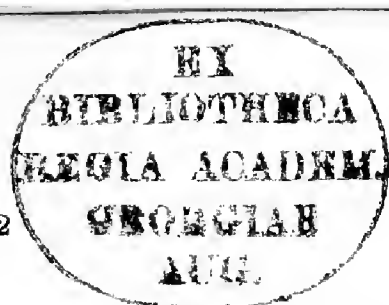
VON

**EMIL JACOBS**

SONDERABDRUCK AUS DEM „ZENTRALBLATT FÜR BIBLIOTHEKSWESEN“  
BAND XXXIII (1917) HEFT 5/7

**LEIPZIG**  
**OTTO HARRASSOWITZ**

1917



Valentin Rose

In der Morgenfrühe des 25. Dezembers 1916 ist Valentin Rose nach kurzer Krankheit im fast vollendeten achtundachtzigsten Lebensjahre sanft entschlafen. Länger bereits als ein Jahrzehnt im Ruhestande, war er der jüngeren Generation der Königlichen Bibliothek allenfalls dem Namen nach, der mittleren kaum von Ansehen vertraut und selbst dem älteren Geschlecht mit Ausnahme weniger Getreuen seit geraumem aus den Augen verschwunden. Wie seine Persönlichkeit, die freilich nicht jedem sich erschloß, so hat sein Schaffen, dem überall volle Anerkennung zuteil ward, insbesondere sein amtliches Wirken als Direktor der Handschriftenabteilung, in der Kgl. Bibliothek, wie es fast scheinen möchte, nur eine geringe Resonanz gefunden. Um so vernehmlicher mahnt die Pflicht, die Erinnerung an sie in diesen Blättern festzuhalten. Mit wehmütiger Freude will ich versuchen, sie zu erfüllen, einer Aufforderung der Schriftleitung des Zentralblattes gern Folge leistend.

Der Mann und sein Werk, der Mensch und der Bibliothekar, sie sind nicht zu trennen von Valentin Rose, dem Gelehrten, und nur gemeinsam kann hier, unbeschadet des Rahmens dieser Zeitschrift, von ihnen die Rede sein. Gelehrter im innersten Wesen, aus freier Neigung Bibliothekar, sah Rose die Aufgabe seines Amtes in der gelehrten beruflichen Arbeit, als deren Krone ihm die Beschäftigung mit den Handschriften galt. Seine freie wissenschaftliche Tätigkeit, aufgebaut zum größten Teile auf der Kenntnis der ungedruckten Literatur, ist eng verbunden mit seinem amtlichen Schaffen, dessen Kern der Katalog der Berliner lateinischen Handschriften darstellt. Befruchtende Mitarbeit an der Wissenschaft, diesem Ziele hat er hier wie dort dienen wollen. Herkunft und Umgebung, Tradition und Selbstzucht haben ihn dabei einen Weg einschlagen lassen, den er bis zu Ende mit unbeirrter Sicherheit verfolgt hat.

Valentin Rose entstammte einer alten märkischen Gelehrtenfamilie. Am 8. Januar 1829 wurde er in Berlin geboren als ältester Sohn von Gustav Rose, Professor der Mineralogie an der Universität und Direktor des mineralogischen Museums, Genosse Humboldts auf der asiatischen Reise 1829, nächster Freund von Mitscherlich und Ehrenberg; neben zahlreichen anderen wertvollen Arbeiten hat er mit seiner Untersuchung über die Meteorsteine die Grundlage für alle späteren Untersuchungen über diese Körper geschaffen. Valentins Onkel war Heinrich Rose, einer der ausgezeichnetsten Chemiker aller Zeiten, sein Großvater Valentin Rose (der jüngere), Schüler des später berühmt gewordenen Chemikers Klaproth, mit Erfolg wissenschaftlich tätig und besonders verdient um die Bearbeitung der preußischen Pharmakopöe, sein Urgroßvater Valentin Rose (der ältere), beide Chemiker und Apotheker, auch Assessoren am Ober-Collegium medicum zu Berlin, wohin der ältere Valentin von Neu-Ruppin übergesiedelt war. Sie stammten ab von Simon Rose und dessen Sohn Christian Rose, seit 1633 Rektor der Schule in Neu-Ruppin und als Verfasser von Schul-Komödien bekannt.

Noch heute steht das Berliner Stammhaus der Roses, einstens vom ‚Vetter‘ Schinkel umgebaut, die Apotheke zum Weißen Schwan gegenüber der Heilig-Geist-Kapelle in der Spandauerstraße.

Seine Vorbildung erhielt Rose auf dem alten Joachimsthalschen Gymnasium in der Burgstraße, das damals unter August Meineckes Leitung stand. Starke Anregungen erhielt er hier von Karl Passow, Wilhelm Giesebrecht und Julius Mützell.

Die Luft der Naturwissenschaften, die ihn im Vaterhause und von den Vätern her umwehte, hat früh auf Valentin Rose gewirkt, zwar nicht auf die Wahl seines Universitätsstudiums, wohl aber auf sein eigenes späteres wissenschaftliches Wirken entscheidenden Einfluß geübt. Seine Neigung ging nach einer Seite, die besonders zu pflegen eine der obersten Pflichten des wissenschaftlichen Bibliothekars ist, sie war wie ihre Früchte überwiegend literarhistorisch und auf Geschichte der Wissenschaften gerichtet, nach dem Beispiel seiner Vorfahren auf Medizin und Naturwissenschaften, aber rückwärts blickend.

Im Herbst 1846 ging er als Student der Philologie nach Bonn, wo er zwei Semester Vorlesungen bei Welcker, Ritschl, Diez und Lassen hörte, dann zog er nach Berlin zurück, wo Boeckh, Lachmann, Joh. Müller und Wattenbach sechs Semester seine Lehrer waren. ‚Quadriennio absoluto complures annos privatim dogi studiis deditus‘, so schrieb er in der Vita zu seiner Inauguraldissertation am 2. August 1854. Zu ihr benutzte er die ersten zwei Bogen eines Buches, das gleich fortgedruckt als sein Erstlingswerk 1854 bei Georg Reimer in Berlin erschien: ‚De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio‘. Die erste Studienreise zu den Handschriftenschatzen von Hamburg und Hannover unternahm er bald darauf im November-Dezember desselben Jahres. Dann galt es, den ‚Beruf‘ zu ergeifen.

Zu Neujahr 1855 wurde Rose von dem Oberbibliothekar Pertz zum Dienst in der Kgl. Bibliothek angenommen, am 8. Januar, seinem Geburtstage, trat er ihn an, zunächst als unbesoldeter Hilfsarbeiter, seit 1. Januar 1856 mit monatlichem Entgelt von zehn Talern. Am 1. Januar 1859 wurde er Assistent mit dreihundert, am 1. April 1863 Kustos mit fünfhundertfünfzig Talern Gehalt, das am 1. Januar 1872 sich auf elfhundert Taler verdoppelte. Nun war spät die Gründung des eigenen Herdes möglich. Im August 1872 verheiratete er sich mit Marie Poggendorff, seiner Jugendgenossin, Tochter des Herausgebers der Annalen der Physik und Chemie und Professors der Chemie an der Universität, Johann Christian Poggendorff. Sechs Jahre später, am 1. Juli 1878 rückte er zum Bibliothekar, zum vierten zunächst, auf, am 1. Juli 1881 wurde er erster Bibliothekar.

Roses Wunsch bei seinem Eintritt in die Kgl. Bibliothek war: Beschreibung der Berliner Handschriften, der griechischen wie der lateinischen, und gleich beim offiziellen Besuch trug er sein Anliegen dem Ersten Bibliothekar Pinder vor. Es ist ihm nicht stattgegeben worden. Zur gleichen Stunde mit Rose hatte auch Karl Pertz, des Oberbibliothekars Sohn, in der Kgl. Bibliothek seine Laufbahn begonnen,

— diesem wurde die Arbeit an den Handschriften übertragen. Das ist der Kgl. Bibliothek zum Verhängnis geworden! Es ist heute unnötig, über die Eigenschaften des dem Vater so unähnlichen Sohnes noch ein Wort zu verlieren; wie er den ihm gewordenen Auftrag auszuführen versucht hat, lehrten die kümmerlichen Relikten in zwei Pappkästen der Handschriftenabteilung (Cat. 477 b). Als er 1861 als I. Kustos der Univ.-Bibliothek nach Greifswald ging, blieb die Arbeit ganz liegen, bis unter Lepsius' Aegide Wattenbach zu einem neuen Anlauf bewegt wurde, der aber in langsamsten Tempo von der Stelle rückend mehr Wattenbachs eigenen Arbeiten als der Kgl. Bibliothek zu gute gekommen ist. Ein mäßig starker Band mit Beschreibungen in der Art des Münchener Katalogs (Cat. 477 f.) legt Zeugnis davon ab. Was würde die Kgl. Bibliothek darum geben, hätte man Valentin Rose seinen Jugendwunsch erfüllt! Er aber beschied sich, nahm die Lehrzeit des bibliothekarischen Handwerks auf sich und wuchs so in die ‚langen, aber niemals langweiligen‘ Gesellenjahre des Bibliothekars hinein. Die Führung jeglichen Geschäfts hat er durchgemacht. Die Tätigkeit des reifen Meisters bezeichnet die eine Arbeit: der Teil ‚Medicin‘ des systematischen Kataloges der Kgl. Bibliothek. Fünf Jahre hat Rose an sie gesetzt. Als sie fertig war, fügte sie sich zum trefflich behauenen Schlußstein von Schraders Werk: der stolze Bau des systematischen Kataloges der Kgl. Bibliothek war damit in der Tat beendet.

Während Lepsius' Krankheit und nach seinem Tode (10. VII. 1884) war Rose stellvertretender Oberbibliothekar. Unter nicht leichten Umständen hat er dieses Amt wahrgenommen bis zum Tago von August Wilmanns' Einführung als Generaldirektor der Kgl. Bibliothek (6. I. 1886): der Umbau der Bibliothek war zu leiten, der neue große Lesesaal zu eröffnen. Die ihm während dieser Zeit gebotene Möglichkeit freier eigener Entscheidungen hat er sofort im Sinne seiner unverkümmerten bibliothekarischen Jugendziele genutzt. Kaum drei Tage, nachdem ihm Lepsius' Vertretung übertragen ist (9. VI. 1884), setzt er sich — leider vergeblich — mit Energie für die Erwerbung der noch freien Handschriften des Lord Ashburnham ein, mit Lagarde darin einig, daß ‚was wir erwürben, an Wert Berge hoch über das aus dem Besitze des Herzogs von Hamilton in den unsern Uebergegangene hinausragte‘, und augenblicklich sorgt er dafür, daß zwei vorläufige Verzeichnisse von größeren Berliner Handschriften-Erwerbungen erscheinen: W. Ahlwards Kurzes Verzeichnis der Landbergischen Sammlung arabischer Handschriften. Berlin 1885, und: E. Sachaus Kurzes Verzeichnis der Sachauschen Sammlung syrischer Handschriften. Nebst Uebersicht des alten Bestandes. Berlin 1885, beide von ihm mit Einleitungen versehen, die zur Sachauschen Sammlung mit dem Kleinod des Fundberichtes zu cod. or. Fol. 355, dem Briefe des ‚Majors‘ von Moltke geschmückt. Die Pflicht, errungene Schätze vor einem zweiten Vergraben zu bewahren, galt ihm als eine der höchsten des Bibliothekars.

Wilmanns' Erscheinen hatte für Rose nichts Kränkendes. Alte Freundschaft, in gemeinsamen Florentiner Tagen fester geknüpft, Tagen, deren Erinnerung Rose zwiefach lieb war, dachte er der lebenswürdigen Ritterlichkeit, mit der Wilmanns dort Frau Marie verehrend begegnet, alte Freundschaft verband die beiden. Zudem hatte Rose nie nach dem ‚Oberbibliothekariat‘ gestrebt. ‚Er wollte nicht regieren, er wollte studieren‘. Schon im Februar 1873 hatte er eine ihm durch Useners Empfehlung und Vermittlung eröffnete Aussicht auf die durch Baehrs Tod erledigte leitende Stelle der Heidelberger Bibliothek ohne jedes Bedenken zurückgewiesen, und jetzt war er selbst es gewesen, der in Gesprächen mit Althoff Wilmanns als die rechte Persönlichkeit für die Führung der Kgl. Bibliothek bezeichnet hatte. Für Rose ward das, was nun erfolgte, eine Art Rettung, wie er selbst ausgesprochen hat, und, wie er hinzufügte, ‚Althoff‘ — auf den die Reorganisation der Kgl. Bibliothek zurückging — ‚sein Wohltäter‘. Die Bibliothek wurde (Statut vom 16. XI. 1883) in zwei dem Generaldirektor unterstellte Abteilungen getrennt. Zum Direktor der Handschriften-Abteilung wurde (1. April 1886, kommissarisch bereits seit 23. XII. 1885) Valentin Rose ernannt, mit einer gewissen ‚oder vielmehr ungewissen‘ Selbständigkeit und eigenem Fonds.

In seinem siebenundfünfzigsten Jahre begann innerhalb der Kgl. Bibliothek für Valentin Rose noch ein neues Leben. Jetzt war ihm eine in der amtlichen Stellung wissenschaftliche Tätigkeit geworden, wie er sie sich von Anfang an gewünscht hatte, eine Tätigkeit, die das Amt zum Beruf machte oder vielmehr eigentlich seinen Beruf endlich zum Amt. Dieses war es, zu dem er geboren war! Zwei Dezennien hat die Kgl. Bibliothek noch die Früchte seines alterssehten neuen Schaffens ernten können.

Roses Reich war nun oben in der Front des Hauses Behrenstr. 40. Drei kleine Räume mußten hier ihm, dem ihn als Orientalist unterstützenden Kollegen, den Benutzern und einem Diener genügen. Sein winziger Arbeitsraum, der sich rücklings an das ‚Naue-Zimmer‘ im südlichen Pavillon des Bibliotheksgebäudes anlehnte, wo einst die 1825 erworbene Sammlung des Hallenser Musikdirektors J. Fr. Naue, jetzt die Hamilton- und Phillipps-Handschriften standen, war nicht größer als unten die Portierloge vor dem Amtszimmer des Generaldirektors. Rose jedoch kümmerte das wenig, wichtiger war ihm, der stets mit der Zeit geizte, daß er vor ungebetenen Besuchern und vorlauten Fragern hier gesichert blieb. Zumeist hielt der im Mittelzimmer sitzende Diener, lange Jahre ein ehemaliger Wachtmeister der Gardehusaren, solche Störenfriede sorgsam fern. Drangen sie dennoch ein, so wußte sie Rose, der ernsthaften Gelehrten und Lernenden stets freundlich entgegenkam, durch eine reservierte Brummigkeit baldigst zu verscheuchen.

Zweierlei lag ihm jetzt ob und am Herzen. Einmal die Vermehrung des Handschriftenbestandes. Hier zogen ihm die geringen Geldmittel, über die er verfügen durfte, feste Schranken. Sodann die

Verzeichnung der Handschriften. Hier mußte er sich selbst die Grenzen setzen. Nicht Jugendträume — sein Sinn stand nie nach Schattenhaftem — Jugendziele, klar umrissen und nach einer wohlüberlegten Rechnung bestimmt zu erreichende, er hatte sie vor einem Menschenalter aufgeben müssen. Jetzt galt es, sich ein neues noch erreichbares zu stellen. Auf die griechischen Handschriften, die ihm ursprünglich am meisten am Herzen lagen, hatte er bereits verzichtet und ihre Bearbeitung de Boor überlassen. Die Beschreibung der Gesamtmasse der lateinischen Handschriften noch zu bewältigen, schien unmöglich, bedachte er seine Jahre. ‚Zu spät‘ — das hat ihn wohl oft bekümmert und bedrückt, aber seine Kraft vermochte es nicht zu lähmen. Stärke und Trost fand er in der Ueberzeugung, daß seine reife Erfahrung der Verjähmung junger Wünsche nun fruchtbar wurde. Wieder beschied er sich, schätzte die ihm voraussichtlich noch zugemessene Wegstrecke und schritt kräftig aus.

Seine fest begrenzte Aufgabe hatte er sich folgendermaßen gestellt: Er wollte den alten Bestand der lateinischen Handschriften beschreiben. In die 1661 vom großen Kurfürsten begründete öffentliche ‚churfürstlich-märkische‘ Bibliothek waren die Handschriften der Hausbibliothek, die bereits den Niederschlag aus der Anflösung märkischer Klöster besonders der Bischofsstadt Brandenburg enthielt, gekommen. Reichliche Vermehrungen aus den alten märkischen wie aus seinen Landen im Osten und Westen ließ sich der Eifer des fürstlichen Gründers angelegen sein. Das 18. Jahrhundert hatte dem so gut wie nichts hinzugefügt, wohl aber Wilken eine beträchtliche Nachlese durch Ueberführung herrenloser, vergessener und wiederentdeckter Handschriften des Landes gehalten, die in kleinerem Maße durch Pertz und zuletzt Wilmanns ergänzt wurde. Mit Recht bezeichnet also Rose diesen so zusammengesetzten Bestand als ‚Codices electorales‘ im Gegensatz zu den ‚Codices regii‘ des 19. Jahrhunderts. Daß die Beschreibung letzterer ‚seine Augen nicht erleben‘ würden, stand ihm fest. Um so rüstiger ging er nun an das Werk, das er noch vollenden wollte: die Beschreibung der ‚Codices electorales latini‘.

Am 19. Juni 1888 erfolgte der förmliche Auftrag, die lateinischen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu verzeichnen. Die Arbeit war im besten Gange, da führte die Erwerbung der Meerman-Phillipps-Handschriften ‚den lateinischen Handschriften der Kgl. Bibliothek einen Besitz zu, der sich durch Alter und Wert eigentlich von selbst an ihren Anfang stellte‘. Theodor Mommsen war es gelungen, rasch die hochherzigen Männer zu finden, die, bevor der preußische Staat Zahlung leisten konnte, die Mittel bereit stellten, um diese einzig kostbare Sammlung Berlin zu sichern. Im Mai 1887 hatte Rose in Cheltenham die Handschriften in stamenswerter Schnelligkeit bereits vorläufig aufgenommen. Diesen neuen Reichtum durch den Druck der Beschreibungen nutzbar zu machen, war eine Pflicht, vor der er eben in der Ausführung begriffene Plan zunächst wieder zurücktreten mußte. Mitte Juli 1889 stand fest, daß die Meerman-Phillipps-Handschriften, die der

alten Berliner Sammlung erst das feste Rückgrat verliehen, ihr voran, für sich und möglichst rasch zu beschreiben waren. Drei Jahre später war die Arbeit getan, jedoch erst im Frühjahr 1893 erschien: Verzeichnis der lateinischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin von Valentin Rose. Erster Band. Die Meerman-Handschriften des Sir Thomas Phillipps. Berlin: A. Asher u. Co. 1893 (= Die Handschriften-Verzeichnisse der Kgl. Bibliothek Bd 12).

Bald 40 Jahre hatte Valentin Rose der Kgl. Bibliothek gedient. Nun sah er zu einer Zeit, da die meisten daran denken, sich in den Ruhestand zu begeben, die früh gestellte Lebensaufgabe erfüllt — mit einem Anfang. Freilich so spät er kam, so glänzend war er. „Un Catalogue qui peut être cité comme un modèle!“ Das war das Urteil des Bernfendsten, Léopold Delisle (Journal des Savants 1899 S. 318). Rose hätte sich zufrieden zurückziehen können, aber er ging ohne Rast und ohne Hast seinen Weg weiter. Sechs Jahre nachher, Februar 1899 war der letzte der ‚Codices electorales‘ beschrieben, bald die Ordnung der Beschreibungen beendet, und am Schluß des Jahres die Drucklegung begonnen. Mitte 1901 konnte erscheinen: Verzeichniss der lateinischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin von Valentin Rose. Zweiter Band. Die Handschriften der Kurfürstlichen Bibliothek und der Kurfürstlichen Lande. Erste Abteilung. Berlin: A. Asher u. Co. 1901 (= Die Handschriften-Verzeichnisse der Kgl. Bibliothek Bd 13, Abt. 1). Ununterbrochen ging der Druck fort. 1903 lag die ‚Zweite Abteilung‘ fertig vor, am 13. Juni 1905 gab Rose das Imprimatur des Schlußbogens für die ‚Dritte [und letzte] Abteilung‘, die noch in demselben Jahre erschien. Wenige Tage darauf reichte er seinen Abschied ein: er war durchs Ziel gegangen. Bewußt hinterließ er seine Arbeit als ein Fragment in dem Sinne, als alle später erworbenen lateinischen Handschriften, die ‚Codices regii‘ des 19. Jahrhunderts und der Folgejahre, bei seinem Gehen des Bearbeiters harrten, des ‚in sie hineinwachsenden Vollenders‘, mit der Hoffnung, daß der ‚amicus juvenis dies Erbe antreten werde‘. Allerlei Aufräumungs- und Ordnungs-Arbeiten füllten die nächsten Wochen aus. Am 29. Sept. 1905 kam Rose gleichzeitig mit seinem ebenfalls scheidenden Generaldirektor und Freunde Wilmanns zu der schlichten Abschiedsversammlung im ‚Konferenzzimmer‘, erstaunt die Fülle der jungen Kollegen musternd, die in der Mehrzahl ihm ebenso unbekannt waren wie er ihnen. Am 30. erschien er zum letztenmal in seinem Amtszimmer. Tags darauf war der erste Direktor, der die 1885 neu begründete Handschriften-Abteilung zwanzig Jahre geleitet, nach mehr als 50 Jahren königlichen Diensten wieder ein freier Gelehrter wie vor einem halben Jahrhundert. Urteil und Stimmung seiner Vorgesetzten bezeugte dem Scheidenden die königliche Gabe der Großen goldenen Medaille für (Kunst und) Wissenschaft (28. Aug. 1913).

Valentin Roses Katalog ist eine einzig dastehende Leistung. ‚Ein Muster‘ nannte ihn Delisle, Ludwig Traube bezeichnete ihn, ebenfalls nach dem Erscheinen des ersten Bandes, als ‚eine Art Encyclopädie,

nämlich der Literatur des Mittelalters' und hat damit die eigentliche Größe des Rosesehen Werkes getroffen. Rose hat — und das wird stets die Hauptsache bleiben — den Inhalt der Handschriften in vollkommenster Weise beschreibend ausgeschöpft. Nur Holders Katalog der Reichenauer Handschriften kann zum Vergleich herangezogen werden. Palaeographisch aus Wattenbachs Schule hervorgegangen, von vornherein — leider — auf jedes uns heute unerlässlich erscheinende Tafelbeiwerk zu verzichten gezwungen, dem Schmuck der Handschriften, Malereien und Zeichnungen, sofern sie nicht Inkunabeln der wissenschaftlichen Illustration darstellten, gemäß seiner Veranlagung kühl gegenüber stehend, hat er alles Schrift, Struktur, Ausstattung, Herkunft angehende mit peinlicher Sorgfalt in einer ‚Einleitung‘ zu jeder Beschreibung zusammengestellt, ohne doch, wie er selbst fühlte, eben zum Teil wegen des Fehlens jeglicher Abbildung, immer das Letzte geben zu können. Zudem fielen gerade in die Zeit der Drucklegung des Katalogs Traubes neue grundlegenden palaeographischen Untersuchungen, die er schon aus Mangel an Zeit in allen ihren Konsequenzen noch für seine Arbeit zu nutzen sich außer Stande sah. Der Frage der Provenienz dagegen hat er eine Mühe gewidmet, die ihm Anspruch darauf gibt, als einer der ersten ihren Wert gerade für die richtige Einstellung jeder Handschrift innerhalb der Geschichte der Wissenschaft in seiner ganzen Bedeutung erkannt zu haben. Die größte Arbeit aber, die er an jede Handschrift setzte, galt der erschöpfenden Wiedergabe ihres Inhaltes in der Beschreibung. Und mit welchen Mitteln hat er das zu erreichen gewußt! Für ihn gab es noch keine so bequemen Hilfsmittel wie die Werke Vatassos, Littles und Vivells, er hatte neben Chevaliers Hymnenverzeichnis und Wattenbachs Vagantensliederanfängen, die verhältnismäßig selten in Betracht kamen, nur die Wiener *Initia patrum* zur Verfügung, denn — so seltsam es auch scheinen mag — Andreas Schmellers von Wilhelm Meyer vervollkommnetes Initienverzeichnis hat er niemals eingesehen, das führte, seit Wilhelm Meyer grollend die Inventarstücke der aufgehobenen Kommission für die Verzeichnung der Handschriften im preußischen Staate nach Berlin gesandt, im ‚Konferenzzimmer‘, eine Treppe tiefer unter Roses Arbeitsraum 20 Jahre lang bis zu Wilmanns' und Roses Abschied ein ebenso ungestörtes wie ungemehrtes Dasein. Er hatte recht behalten: die reichen Kenntnisse, die reife Erfahrung jahrzehntelanger Arbeit, sie trugen nun dem spät begonnenen Katalogwerk Früchte. Mit ihnen versehen und auf sie gestützt fand er auch ohne solche Hülfen durch die dichtesten Wälder den Weg. An der Hand eines von ihm selbst zusammengestellten Verzeichnisses gedruckter Literatur suchte er das Werk heraus, das er für die Identifizierung des jeweilig in Bearbeitung genommenen handschriftlichen Textes als das gebotene kannte, ein — ungeduldiges — Klopfen mit dem Lineal, und der nebenan sitzende Diener hatte das verlangte aus der Bibliothek herbeizuholen. Aber wie oft war dennoch ein zermürbendes, zeitraubendes Suchen vonnöten! Wie viel kostbare Stunden hätte die



unten geruhsam stehende ‚Eselsbrücke‘, wie er sie später scherzhaft nannte, ihm ersparen können, die uns jüngeren, so viel ungelehrteren, bei unseren Beschreibungen mit einem stolzen Mantel von Gelehrsamkeit zu spazieren erlaubt, der in Wahrheit nur allzu oft eitel Flitter ist. Solchen falschen Kram haßte er von ganzer Seele, und keinen Fetzen davon entdeckt man in seinem Werke: seine Gelehrsamkeit war von Grund aus echt. Eine gewisse Schwerfälligkeit mancher Beschreibungen in sachlicher Hinsicht sowohl wie in der Ausdrucksweise — sie wird gelegentlich zur Undurehsichtigkeit — tut der Gesamtleistung keinen Abbruch.

Roses Katalog ist in der Tat ‚eine Art Eneyklopaedie der Literatur des Mittelalters‘, das gilt vom Ersten Bande sowohl wie vom Zweiten. Die Meerman-Phillipps-Erwerbung des ersten Bandes d. h. die Codices des Collège de Clermont zu Paris, wenn auch nicht mehr in alter Vollständigkeit beisammen, stellen eine durch ihre Entstehung einheitliche Sammlung dar. Denys Petau, vor allem aber Jacques Sirmond hatten sich die Erwerbung von Handschriften der alten christlichen Literatur wie der gelehrten Klosterstudien des 7.—13. Jahrhunderts nach bestimmtem Plane auf das eifrigste und mit kaum wieder erreichtem Erfolg angelegen sein lassen. Auf ihnen haben sich Sirmonds eigene Arbeiten wie die der Väter der Compagnie de Jésus um ihn zu einem erheblichen Teile aufgebaut. Mit Recht genossen die codices Claromontani seitdem hohen Ruhm. Nach der Befreiung dieser allerdings mittlerweile geschmälerten Sammlung aus dem Phillippssehen Gewahrsam blieb für den Bearbeiter ihres Kataloges, um Roses bescheidene Worte zu gebrauchen, ‚nichts mehr übrig als die Wiedererkennung, Wiederholung und Vertiefung des Alten, von Neuem spärliche Nachlese‘. Tatsächlich aber hat erst Roses systematische Behandlung der in der gekennzeichneten Weise einst zusammengebrachten, fast nur aus Pergamentcodices des 7.—13. Jahrhunderts bestehenden Handschriftenmasse, in Gruppierung und chronologischem Aufbau, seine gründliche Ausschöpfung ihres Inhaltes gemäß dem heutigen Stande der Wissenschaften das literarhistorische Bild zusammengebracht, das sie wie kaum eine andere in so geschlossener Form zeigt: ‚ein für sich zeugendes Bild der geistigen Arbeit in den Klöstern Frankreichs und der Geistesentwicklung karolingisch-französischer Zeit vom 8./9.—12./13. Jahrhundert‘. — Ganz andere Färbung zeigt der zweite, nach der gleichen Disposition wie der erste angelegte Band, die Beschreibung der ‚codices electorales‘. Von dem hohen Mittelalter des ersten finden sich hier dem Inhalt wie dem Alter der Handschriften nach nur Spuren, und diese zumeist in den aus dem nach Frankreich blickenden Westen, aus Werden, Liesborn, Lach u. a., in die Kgl. Bibliothek erst durch die späteren Nachlesen verbrachten Handschriften. Die eigentlichen märkisch-brandenburgischen Studien haben spät begonnen, aus ihrer Frühzeit ist das meiste zudem verloren gegangen, und erst aus der Zeit des 14./15. Jahrhunderts sind umfangreiche Zeugnisse für ihren Betrieb in den Berliner codices erhalten. ‚In diesem Band liegt eben

breit vor uns die große Papierebene des 15. Jahrhunderts und die zum Untergang allen Schreibwerks führende Papierschmiederei, von der uns der Buchdruck errettete.' So lautet Roses etwas hartes und der Einschränkung bedürftiges Urteil, das die schwere Mühsal der getanen Arbeit ahnen läßt, denn Anzahl, Lesung, Bestimmung, Einreihung der Handschriften hatten weit größere und zum Teil weniger lohnende Anforderungen an ihn gestellt als beim ersten Band. Auch hier hat er ihnen voll genügt, und daß die Arbeit getan ist, kann ihm nicht genug gedankt werden. So gemischt, zum Teil zufällig auch die Reihe des in diesem zweiten Band Vereinigten erscheinen mag, der literarhistorische Verfolg, den Rose ihm gegeben, bietet in der Tat als eine encyklopädische Zusammenfassung des Erhaltenen die Grundlage für eine Geschichte der wissenschaftlichen Studien in den märkisch-brandenburgischen Landen.

Neben der Katalogarbeit gehörte ein Teil seiner Zeit der aufmerksamsten Beobachtung jeder Möglichkeit den Handschriftenbestand zu mehren. Allein beschließend im Rahmen der ihm zur Verfügung stehenden Mittel, oder gemeinsam beratend mit dem Freunde und Generaldirektor und von diesem aus disponiblen Geldern stets nach Kräften unterstützt, von Wilmanns' Autorität sich bei Käufen auf ihm weniger vertrauten — und unsympathischen — Gebieten wie dem der Humanisten-Literatur des 15. Jahrhunderts gern lenken lassend, so hat Rose die Handschriften-Abteilung bei jeder sich bietenden Gelegenheit, zu Tage liegender, allgemein bekannter, wie verborgener, von ihm aufgespürter, in freudiger Mühsal bereichert.

Die Erwerbung der Hamiltonschen Sammlung lag vor seinem Direktorat, aber in geharnischten Worten hatte er seiner Zeit in dienstlichem Bericht ihre Aufteilung zwischen Kupferstichkabinet und Bibliothek, und mehr noch den Wiederverkauf recht willkürlich ausgewählter Stücke scharf gegeißelt. Von diesen die wertvollsten wieder zu erlangen, versuchte er nun, freilich erfolglos. Nur die kostbare Handschrift des Thomasin von Zirclaria (cod. Hamilton. 675) konnte er gelegentlich zurückerwerben, anderes wie die mit Gold auf Purpur geschriebene Evangelienhandschrift, heute eine Hauptzierde der Morganschen Bibliothek, war längst unerreichbar geworden. Den alten ‚Electorales‘ hat Rose, von wenigen vereinzelt Stücken abgesehen, nur die spärlichen Reste der Bibliothek vom Kloster Ammensleben noch hinzufügen können (1901). Oeffentliche Versteigerungen wurden nach Kräften genutzt, so die der Handschriften des Carlo Morbio (1889), Giacomo Manzoni (1894), Lord Ashburnham (Reste der Barrois-Collection 1901), vor allem aber die seit 1895 regelmäßig wiederkehrenden Londoner Auktionen der Handschriften des Sir Thomas Phillipps. Weniger am Wege lagen schon Erwerbungsgelegenheiten ans unter der Hand ausgetobenen Sammlungen wie Trivulzio-Trotti (1886) und die Codices, die einst Joseph Görres besessen hatte (1902). Daß gerade von letzteren durch ein nicht von ihm verschuldetes Säumen sehr wertvolle Stücke nicht nach Berlin kamen, hat Rose nie ganz verschmerzt. Ebenso wie

die occidentalischen ließ er sich die orientalischen Handschriften zu vermehren angelegen sein, — die Haupterntezeit für die europäischen Sammlungen war freilich auf diesem Gebiet seit geraumem vorbei —, die entscheidende Begutachtung bei Ankäufen aber überließ er hier wie bei den Autographen und Nachlässen anderen.

Wohlbedachte Auswahl und vorsichtig wägende Schätzung, gegründet auf Gelehrsamkeit und Erfahrung, geleitet von streng wissenschaftlichen Grundsätzen, sie waren Roses Verdienst bei der Wahrnehmung der Gelegenheiten, von denen oben einige erwähnt wurden. Weit größerer Dank noch ist ihm zu zollen für das Hereinbringen einer stattlichen Anzahl einzeln erworbener wertvoller Stücke. Wissen oder erfahren, wo noch ein Schatz zu heben war, er vermochte es, denn halb Europa hatte er nur um der Handschriften willen durchstreift. Rasch erkennen, welche Bedeutung einem Codex zukam, seine Kenntnisse und Erfahrung ermöglichten es ihm. Schnell zugreifen, stand ihm der innere Wert fest: — Zaudern war nie seine Sache. Und — was nicht fehlen durfte — das Glück, es ist ihm hold gewesen. So versehen hat Rose, um allein das Wertvollste zu nennen, den Anfang des Lexikons des Photios für Berlin erwerben können (1901). Weder der Besitzer, der Grieche Georgios Maggalis, noch der den Verkauf vermittelnde Dr. Skevos Zervos ahnten, was die Oktavblätter der vorn und hinten verstümmelten Handschrift bargen. Valentin Roses alte Augen vermochten in wenigen Stunden den in unbequemer Schrift des 11./12. Jahrhunderts geschriebenen Miscellancodex zu durchgehen: auf den letzten 40 Blättern fand er den Photios. Um ein geringes brachte er den kostbaren Schatz herein. Welch großen kaum noch erhofften Gewinn er bedeutet, ist genugsam bekannt. Rose selbst freilich hat ihn nicht mehr, wie er ursprünglich beabsichtigt, ausmünzen können. Die Einsicht, daß seine Augen und seine Kraft dieser Arbeit nicht mehr gewachsen waren, kam ihm sofort während der ersten Wochen des Ruhestandes, und entsagend legte er den Fund in die bewährten Hände Richard Reitzensteins.

So war denn Rose im Herbst 1905 wieder frei zu eigener Arbeit, die er seit der eilends noch vor Beginn der Drucklegung des Kataloges unter Dach gebrachten Neubearbeitung seines Vitruv (1895—99) länger als ein Lustrum notgedrungen hatte ruhen lassen müssen. Denn obgleich ihm kaum jemand, wenigstens gewiß nicht in den späteren Jahren seiner bibliothekarischen Laufbahn, einen selbst unbescheidenen Mißbrauch der dem Staate gehörenden Zeit zum Zweck der eigenen wissenschaftlichen Arbeit bei seinen Verdiensten und seinem Alter ernstlich verdacht haben würde, hat er sich doch niemals erlaubt, Stunden des ‚Dienstes‘ für die eigene Muse zu stehlen. Er trug das Gesetz in sich. Nicht einmal dienstliche Allotria, um es so zu nennen, die ihm gelegentlich eine Erholung hätten sein können, hat er sich gestattet. So lagen z. B. Jahre lang sechs Pergamentblätter saec. XII, die ihm einmal Hauchecorne für die Kgl. Bibliothek geschenkt, ruhig in der Lade seines Pultes. Nachdem beim ersten Anlauf eine sichere

Bestimmung nicht hatte gelingen wollen, verschloß sich Rose standhaft bis wenige Tage vor seinem Abschied dem immer neuen Reiz, in zeitraubendem Suchen den Text zu verifizieren (cod. theol. lat. Fol. 674), und neben diesen ‚*Consuetudines Cluniacenses*‘ — denn die enthielten die Blätter — lagerte weit mehr als ein Jahrzehnt eine von Wilhelm Meyer im Nachlaß von Wilhelm Müller († 1890) aufgefundene und Rose übersandte Pergamentrolle. Rose war ihr Wert nur allzugut bekannt, hatte er sie doch selbst einst nach schmerzlichem Suchen für verschollen erklärt. Dennoch ruhte sie unberührt, zu geduldigem Harren auf den alten, einmal frei werdenden Liebhaber von diesem selbst verurteilt. Jetzt erst wurde sie entrollt.

Alltäglich fast seit Oktober 1905 erschien nun der Direktor emeritus als Gast in seiner lieben alten Königlichen Bibliothek, sich mit dem bescheidensten, einzig freien Tischchen von kaum einem Quadratmeter Fläche gern begnügend. Dicht an dem den müde werdenden Augen das beste Licht spendenden Fenster las er die Rolle und stellte den Text seines Egidius fest. Jetzt ließ er sich gern einmal stören, stand fröhlich Rede und Antwort auf so manche Fragen, die der neue Leiter der Abteilung oder der ‚*amicus juvenis*‘ ihm vorlegten. Heiter genoß er diese Stunden der Arbeit und der Zwiesprache, verstimmt nur, wenn es mit dem Lesen nicht mehr recht gehen wollte. Denn immer stärker schritt die Augenschwäche fort. 1907 konnte ‚*Egidii Corboliensis Viaticus de signis et symptomatibus aegritudinum*‘ (Lpz. Teubner) noch erscheinen, aber in der Fortsetzung der Studien Salernitanischer Literaturgeschichte, die sich zuletzt zu dem Zwecke einer Arbeit ‚Ueber die Schriftstellerei des Mag. Petrus Hispanus (Compostellanensis) und die Quellen des *Thesaurus pauperum*‘ zusammenzogen, erlahmte die Kraft: Star auf dem rechten Auge machte die Hoffnung unmöglich, je die einzelnen Fäden einer vielschichtigen und unendlich langwierigen Handschriftenforschung zu einem fertigen Ganzen verbinden zu können. Im März 1910 schnürte er die Auszüge und Anfänge zusammen und legte sie ad acta. Valentin Roses wissenschaftliche Arbeit war zu Ende.

Ein Leben reich an freudiger und zielbewußter wissenschaftlicher Tätigkeit lag hinter ihm. Nur einen Teil davon macht sein bibliothekarisches Wirken aus, denn alle Stunden, die der Dienst ihm frei ließ — einst brauchte man nur von 9—1 in der Bibliothek zu sein, später blieben ihm nur die Abendstunden — widmete er mit wenigen Fran Marie gehörenden Pausen seinen Arbeiten. Jahreswochen, die damals wie heute viele ihrer ‚Erholung‘ schuldig zu sein glauben, kannte er nicht. Freilich verbrachte er vier Jahrzehnte lang (1854—1894) seine Urlaubszeit alljährlich auf Reisen, aber diese machte er nicht um des geruhsamen oder genußreichen Müßigganges willen, sondern sie standen im Zeichen der ‚*ars venatoria*‘, wie er seine vor allem auf *Inedita* gerichtete Suche nach Henricus Stephanus nannte. Durch die Lande ist er gefahren um der Bibliotheken, um der Handschriften willen, um Korn in seine Scheuern zu bringen. Und die Ernte ist eine gesegnete gewesen. Der Ertrag, gleich groß in der sich sammelnden

Erfahrung wie in den Funden, kam mit dieser der Königlichen Bibliothek, wenn man so sagen darf, der angewandten, mit jenen der reinen Wissenschaft zu gute, in solchem Verein einem höchsten bibliothekarischen Ideal entsprechend, das auch heute noch gilt, wenn es auch nicht für jeden gelten kann, der den Bibliotheken von heute mit ihren vielseitigen, andersartigen, aber nicht geringeren Aufgaben sein Leben widmet.

Die Beute jener ‚Jagden‘ erschien, nach und nach zum Druck verarbeitet, in einer Reihe von Schriften.

Die platonisch-pythagoräischen und hippokratischen Studien des Doctoranden, die ihm von der Betrachtung der hippokratischen Sammlung aus den Weg zur aristotelischen gezeigt und beleuchtet hatten, waren wie eine Vorbereitung zu der im Jahre 1856 von der Berliner Akademie gestellten und 1859 bis zum Jahre 1862 verlängerten Preisaufgabe einer ‚vollständigen kritischen Sammlung der aristotelischen Fragmente‘. Roses Arbeit, betitelt ‚Aristoteles pseudepigraphus‘, wurde am 3. Juli 1862 mit dem Preise gekrönt. ‚Der Verfasser‘ — so urteilte die Akademie — ‚beherrscht die aristotelische Literatur und was mit ihr irgend zusammenhängt, und hat den Ernst und Eifer für die Aufgabe auch durch die Reisen bewährt, die er in Deutschland, Frankreich und Italien machte, um für ihre Zwecke den Schätzen der Bibliotheken nachzuspüren‘. . . . Gegen das im Titel verkündete ‚Ergebnis‘ freilich, gegen ‚die Hypothese, daß sammt vielen Büchern, welche in unserm Aristoteles stehen, alle Schriften untergeschoben seien, aus welchen uns Fragmente erhalten worden‘, erhob die Akademie wesentliche Bedenken, die auch jetzt noch ebenso bestehen wie die Voraussetzung Roses in dem von ihm behaupteten Umfang bis heute nicht bewiesen ist. Rose ist zeit seines Lebens bei seiner Anschauung geblieben. Durch die Entdeckung der *Ἀθηναίων πολιτεία* schieden allerdings auch für ihn eine Menge historischer ‚Fragmente‘ aus, aber an seinem allgemeinen Urteil änderte sich nichts. Der ‚Aristoteles pseudepigraphus‘ erschien 1863 (Lpz. Teubner). Ein Auszug der reinen Textstellen unter dem neutralen Titel ‚Aristotelis qui ferebantur librorum fragmenta‘ wurde dem fünften Bande der akademischen Aristoteles-Ausgabe, vor dem Index, 1870 einverleibt. Eine dritte veränderte Bearbeitung mit neuen Beigaben erschien endlich 1886 für die Aristoteles-Ausgabe der Teubnerschen Bibliothek, als Aristoteles für Rose längst im Hintergrunde lag, und nicht ganz mit Unrecht fand man sie nicht mehr auf der Höhe.

Den Anecdota Aristotelica am Ende des ‚Aristoteles pseudepigraphus‘ vom Jahre 1863 folgten weiter: ‚Anecdota Graeca et Graecolatina. Mitteilungen aus Handschriften zur Geschichte der griechischen Wissenschaft. Heft I. 1864, Heft II. 1870 (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag), auf gleichem Grunde bauten sich auf und in gleicher Richtung bewegten sich die Beiträge zu dem neugeschaffenen ‚Hermes‘ (Bd 1. 2. 4—6. 8. 9. 1866—1875) und in der Zeitschrift für deutsches Altertum N. F. 6 S. 321 ff. Neben diesen kleineren Veröffentlichungen brachte

Rose handschriftliche Funde größerer Stücke in selbständigen Ausgaben heraus. Sein bleibendes Verdienst ist die Auffindung und Wertung des codex Harleianus 2764 des Vitruv, der in Gemeinschaft mit Müller-Strübing 1867 die erste wirklich kritische Ausgabe von ‚Vitruvii de architectura libri decem‘ (Lpz. Teubner) folgte; eine zweite Auflage, deren Wert die wahrscheinlich falsche Einschätzung einer von Givry entdeckten Schlettstadter Handschrift als Abkömmling des Harleianus nur in beschränktem Maße Abbruch tut, erschien, wie schon bemerkt 1899. Ebenso schuf Rose zuerst für die Anacreonteen eine verständige diplomatische Grundlage (*Anacreontis Teii quae vocantur συμποσιαζὰ ἡμιέμβια*. Lpz., Teubner 1868; 2. Aufl. 1876). Als ‚nunc primum edita‘ aber traten ans Licht die Ausgaben von: ‚Medicina Plinii quae fertur una cum Gargilii Martialis medicina‘, 1875, ‚Cassii Felicis de medicina ex graecis logicae sectae auctoribus liber translatus a. 447‘, 1879, ‚Sorani Gynaeciorum vetus translatio latina‘, 1882, ‚Theodori Prisciani Euporiston libri III‘, 1894 (sämtlich Lpz. Teubner). In neuer Ausgabe erschien, nach der ersten in den *Anecdota Graeca et Graecolatina* II no 4, 1877: Anthimi de observatione ciborum epistula (Lpz. Teubner).

Eine neue Reihe der ‚Anecdota‘ sollte 1887 mit dem Leben des heiligen David von Thessalonike griechisch nach der einzigen bisher aufgefundenen Handschrift [cod. Berol. graec. fol. 37] herausgegeben von Valentin Rose‘ (Berlin, A. Asher & Co.) beginnen, aber es ist bei diesem Anfang leider geblieben. Die unendliche Menge von Sonderuntersuchungen, die ihm die Beschreibung der Berliner Handschriften zur Pflicht machte, und die — überflüssig das noch auszusprechen — natürlich nicht mit den ‚Dienststunden‘ zu bewältigen waren, verstopften und erstickten schließlich den Fluß der den eigenen Zwecken dienenden wissenschaftlichen Arbeit. Denn er mußte allein am Werk sein, kein Helfer sollte ihm bei der Katalogarbeit zur Seite stehen. Allein ist er seinen Weg gegangen, hier wie in der eigenen wissenschaftlichen Arbeit. Lange bevor sich in Deutschland Philologen der Erforschung der Geschichte griechischer Wissenschaften widmeten, hatte sich Rose ihre Erkenntnis zur Lebensaufgabe der eigenen wissenschaftlichen Arbeit gemacht. Rose ist es gewesen, der als einer der ersten vor allem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Medizin, Fäden bloßlegte, die vom Altertum zum Mittelalter — und damit wieder zu uns — führen. Die Aufdeckung der Ueberlieferung, die er auf den genannten Gebieten dank seiner Handschriftenreisen besser kannte als irgendwer, setzte ihn in den Stand scheinbar Zerrissenes wieder zu verknüpfen, Mißachtetes als altes edles Gut wiederzuerkennen, dem alten Besitz neue Wertstücke hinzuzufügen. Gleichermassen war er mit der wissenschaftlichen Literatur des Mittelalters wie der des Altertums vertraut: nur so gewappnet hat er schaffen können, was — zu einem sehr erheblichen Teile — dauern wird. Der Umfang, den Valentin Roses Kenntnis und Können beschloß, war ein seltener, fast einzig dastehender.

Nicht mehr arbeiten können, das hieß für Rose dem Leben den

Sinn nehmen. Er kam nun nicht mehr zu seiner geliebten Königlichen Bibliothek. Einmal noch betrat er in Begleitung seiner Frau den neuen Tempel, der sein altes Heiligtum seit März 1909 barg, verwundert und ohne Neugier, in die Geheimnisse seiner Vorzüge des genaueren eingeweiht zu werden, verließ er ihn, um nicht wiederzukehren. Auf sein Ich beschränkt, auf Rückblick und Erinnerung, trat jetzt dem Greise die alte Jugendneigung für die Geschichte seiner Familie, für das Erhalten des Andenkens an das Leben der Väter und des eigenen wieder rettend in den Vordergrund. Auf der Flucht vor einem zwecklosen Leben begann er im April 1910 einen Katalog über sein ‚Archiv der Familie Rose‘. Zugleich fing er an, seinen eigenen wissenschaftlichen Nachlaß zu ordnen und zu sichten, um ihn vor dem unterschiedslosen Verbrennen späterer Erben zu schützen. In angenehmer gemeinschaftlicher Arbeit mit seiner Frau, die ihn trenlich mit ihren Augen unterstützte, gingen Rose die Tage vorüber. Aber er klagte doch: ‚Es ist recht langweilig, der Aufenthalt im Schattenreich, auch wenn man gut schläft und gut ißt und trinkt‘, wenn er auch gleich, wie vorwurfsvoll gegen sich selbst, hinzufügte: ‚das klingt recht undankbar, wenn man eine so liebevolle Gesellin neben sich hat‘. Sie sollte ihm nur zu früh genommen werden! Schon im Juli quälte ihn schwere Sorge um ihr Leben, — am 25. Oktober starb Frau Marie. Nur wer Roses nie geheilten Schmerz gekannt hat, weiß, was dieser Tod ihm bedeutete: die Kinderlosigkeit hatte die Einheit der beiden Menschen vielleicht noch vergrößert. In die Dämmerung hatte die versagende Sehkraft den arbeitsfrohen Mann verbannt, in die dunkle Einsamkeit stieß ihn nun das Ende seiner Frau. Trotzdem gelang es ihm, den Tod erwartend und erbittend, Herr seines Lebens zu bleiben. In strenger Regelmäßigkeit, wie einst, führte er seine immer schmerzlicher als mühelos empfundenen Tage hin. Sorgsame Liebe betreute ihn auch weiter. Hingebend versah ‚Else‘ sein Hauswesen, bekümmert nicht nur um seine leibliche Wohlfahrt, sondern auch bedacht, ihm von der Umwelt zu vermitteln, was ihn interessierte. Ein Gesang Homer, von ihrer Hand in großer Schrift geschrieben, schuf ihm am hohen Mittag, wenn die Sonne schien, noch Viertelstunden reiner Freude. Täglich erschien für viele Stunden seine Nichte Ottilie Rose, sein ‚lieber Hausgeist‘, dem schweren, jetzt oft trüben Ernst des Alten vollaufgewachsen, in treuer Liebe um ihn besorgt, mit klarer Heiterkeit überlegen ihn gegen seinen Willen des öfteren nun lenkend. Besucher, immer seltener werdend, versuchten ihm die Zeit zu kürzen; von den alten Kollegen erschien der eine und andere Getreue in regelmäßigen Abständen, dankbar in der Sophaecke empfangen. Nicht immer geduldig wartete Rose so auf das Ende seines Lebens. Schmerzlos schlummerte er hinüber. Als sie den toten Mann hinausbrachten nach dem alten St. Marien-Kirchhof in der Prenzlauerstraße, wo alle seine Berliner Vorfahren schon ruhen, ging der Zug durch die Behrenstraße an der alten Königlichen Bibliothek vorüber. Unter den Fenstern dort nächst der Ecke hieß man ihn langsam fahren: seine ‚uralte Heimat

und Kirche', — so hat er die Königliche Bibliothek in den letzten von ihm gedruckten Zeilen (Selbstanzeige des Egidius, Mitteilungen aus dem Teubnerschen Verlag 1907 Nr 3) genannt —, grüßte noch einmal Valentin Rose.

Im März dieses Jahres war ich in den Räumen, die er fast 40 Jahre lang bewohnt hat (Dessauerstr. 47), um von seinen Büchern in Empfang zu nehmen, was sein gütiger letzter Wille dem ‚amicus juvenis‘ zugesprochen hatte. Ich saß in seinem Arbeitszimmer, an seinem Schreibtisch und las die Dokumente seines ‚Archivs‘, seine eigenen für ‚Otti‘ geschriebenen Aufzeichnungen, die die Grundlage zu diesen Zeilen gegeben haben. Vor mir erschien deutlich sein Bild. Groß, leicht gebeugt, die Gestalt, von schlichter, aber sorgsamer Pflege im Aeußeren, angetan, wie stets, mit langem schwarzen Tuchrock; voll und ungelichtet das seidige schneeweiße Haar ob der Stirn und im wallenden Barte. Ich fühlte den ihm eigenen Dreifinger-Händedruck und vernahm seine tiefe Stimme, grollend, kurz ablehnend, wenn er Menschen und Dingen nicht beipflichtete, weich, leise schwankend, schüchtern fast, als sollte verborgen bleiben, wem sein Herz mit Freundschaft und Güte begegnete. Und ich hörte ihn mich mahnen: wenn ich seinem Leben nun doch einmal nachgehen, davon reden, schreiben wolle, sein Andenken zu ehren und mich vieler Worte zu enthalten. — So schließe ich denn.